

Joanna Schmid

Leahs Mission

Verrat in Rio

Adonia

*Für Lara:
Deine Freundschaft ist für mich
ein Geschenk des Himmels.*

© Adonia Verlag, CH-4805 Brittnau
www.adonia-verlag.ch

Lektorat: Adonia Verlag
Satz: David Hollenstein
Coverbild: istockphoto.com/lekcej, apomares

ISBN 978-3-03783-152-6

Joanna Schmid

Joanna Schmid wurde 2003 geboren und lebt mit ihren Eltern und ihren zwei Brüdern in der Nähe von Bern. Zurzeit besucht sie das Gymnasium, neben der Schule und dem Schreiben verbringt sie ihre Zeit am liebsten mit Freunden, Sport oder kreativen Dingen wie Zeichnen und Fotografieren.



Prolog

Eine verlassene Gasse, am Rande Zürichs. Hohe Häuser säumten zu beiden Seiten die schneebedeckte Straße. Das dunkle Grau des teilweise schon etwas brüchigen Steins ging nahtlos in den düsteren Himmel über, der sich dem nächtlichen Schwarz zu-neigte. Und noch immer schneite es. Die meisten der Gebäude waren trist und fensterlos – nur im obersten Stock einiger Häuser, wo sich die Büros von privilegierten Geschäftsleuten befanden, blitzte hin und wieder eine gläserne Scheibe auf. Und ganz oben in einem der Häuser hob sich eine Silhouette vom Fenster ab. Da stand ein Mann und presste seine Stirn gegen die Glas-scheibe. Dunkelblonde Haare hingen ihm ins Gesicht; die sonst so blauen Augen hatten sich in ein mattes Grau verwandelt. Sein Blick war getrübt vor Trauer. Es war der vierzehnte Dezember. Und die Einsamkeit, die in ihm aufwallte, war grausam. Auch vor vier Jahren hatte es geschneit. Es war ein Jahr nach dem Tod ihres einjährigen Sohnes gewesen. Seine Frau war im Kummer versunken, hatte es nicht verkraftet. Und sie war noch so jung gewesen. Er hatte nicht bemerkt, dass sie im Keller des Hauses gewühlt hatte. Dass sie dort ein Buch gefunden hatte, ein Buch, das vor vielen Jahren seiner Großmutter gehört hatte. Dass sie es gelesen und sich darin verliebt hatte. Hätte er es verhindern können, hätte er es getan. Er hätte es entsorgen müssen! Er hätte wissen müssen, wie gefährlich solch verführerische Schriften sein konnten. Er hätte sie beschützen müssen. Aber es war zu spät gewesen. Sie hatte ja schon alles gelesen.

Die Bibel.

Und das Aufglühen der Hoffnung in ihrem Gesicht war zu schön gewesen. Doch es änderte nichts an der Tatsache, dass sie eine vergessene, eine verbotene Schrift gelesen hatte. Er merkte, wie sein Vorgesetzter Lunte roch, und er wählte sie in Gefahr, da hörte er von christlichen Stämmen in Südamerika. Er

hatte sie über alles geliebt. Aber sie sollte glücklich sein. Und das würde sie hier, mit seinem Job, nicht werden. Er hatte sie fortgeschickt. Heute vor vier Jahren hatte er sie heimlich zum Hafen gefahren und dort einen Kapitän bestochen, damit dieser sie nach Südamerika schmuggelte. In den Dschungel. Die neun-jährigen Zwillinge waren bei ihm geblieben.

Und drei Monate danach waren die Naturkatastrophen ausgebrochen.

Kein Mensch hatte in Südamerika überleben können, davon waren sie überzeugt.

Der Winterhimmel verfärbte sich immer düsterer und schien finster auf ihn herab zu starren.

Er hatte sie in den sicheren Tod geschickt.

1. Kapitel

Ich trat aus dem Sportkomplex und genoss die frische Luft, die in meine Lungen strömte. Luke, mein Zwillingbruder, hielt neben mir auf die Wohngebäude zu, wo sich unsere Wege trennten. Während er den Jungentrakt betrat, erklimmte ich die Treppe zu meinem Zimmer, wo ich erschöpft die Tür hinter mir ins Schloss krachen ließ. Ich schlüpfte aus meinen Schuhen und streifte die Jacke ab. Stöhnend betrachtete ich den Stapel Hausaufgaben auf meinem Schreibtisch. Doch erst mal zwängte ich mich aus den verschwitzten Sportklamotten und gönnte mir eine ausgiebige Dusche. Danach hatte sich meine Motivation für chemische Formeln und englische Grammatik aber nicht verändert, und so saß ich da und starrte aus dem Fenster. Gegenüber befand sich das Wohngebäude der Jungs, in dem Luke wohnte. Die Gebäude hier schmiegen sich in das Tal zwischen den Schweizer Bergen, wo sie besser nicht hätten verborgen sein können. Musste ja schließlich niemand wissen, wo das Geheiminternat der Armee des Vereinigten Europa lag. Wir wurden zu Agenten, Spionen und Kriegsstrategen ausgebildet; ich wohnte hier seit ich ein Kleinkind war. Mein Blick streifte erneut die Schulhefte auf dem Tisch und ich begann seufzend mit dem Lernen. Fast verbissen arbeitete ich mich durch die seitenlangen Theorieeinträge. Wenn es etwas gab, was ich wollte, dann war es, meinen Vater mit Stolz zu erfüllen. Und das war schwer. So viel schwerer, seit meine Mutter gestorben war. Sie war nach Südamerika gereist, um Freunde zu besuchen, und sie war nicht zurückgekehrt. Seither war Vater immer stiller geworden, hatte sich zurückgezogen. Wir waren nur noch drei Familienmitglieder. Drei von einst fünf, als mein kleiner Bruder Milan noch gelebt hatte. Er war gestorben, als er etwa ein Jahr alt gewesen war. An einer Krankheit. Beim Gedanken daran wallte Bitterkeit in mir auf, Unverständnis für die Ärzte, deren ach so gute Techno-

logie angeblich jedes Wunder vollbringen konnte und die doch versagt hatten, als mein Bruder sie gebraucht hätte. Ich wollte solche Sachen in Zukunft verhindern, wollte Europa helfen, fair zu bleiben. Ich wollte später für eine tolerante Gesellschaft arbeiten. Das Vereinigte Europa, dessen Zentrum die Schweiz bildete, wurde offiziell mit VE, aber umgangssprachlich oft mit VEPA abgekürzt. Wir durften nicht zulassen, dass die Islamisten, die mit beängstigender Schnelligkeit an Macht gewannen, ihr Einflussgebiet auch auf Europa ausdehnten. Angeblich waren sie schon weit bis ins Innere von Asien vorgedrungen. Mehr wusste ich eigentlich nicht darüber, denn die genauen Fakten des momentanen Kriegs zu kennen, blieb uns verwehrt, bis wir volljährig waren. Zu gerne hätte ich verstanden, was unseren Feind antrieb. Angeblich handelten sie im Namen ihres Gottes. Musste ja ein ziemlich rücksichtsloser Gott sein. Ich fragte mich nur, was sie sich von der Religion versprachen – die moderne europäische Gesellschaft hatte längst jeglichen Glauben an inexistente Götter abgelegt. Auch wenn ich mich manchmal des Gedankens nicht erwehren konnte, vielleicht doch etwas zu verpassen.

Ich ermahnte mich, nicht abzuschweifen, und beschäftigte mich weiter mit meinen Arbeitsblättern. Weil ich noch lange nicht fertig war, beschloss ich, eine Pause für das Abendessen einzulegen. Ich kramte mein Handy hervor und tippte eine Nachricht für Kim, meine beste Freundin.

«Gehe essen. Kommst du auch?»

«Klar. In fünf Minuten unten», kam umgehend ihre Antwort. Ich stellte mich noch rasch vor den Spiegel und musterte mich kritisch. Meine braunen Locken hatte ich in einem schon etwas ausgefransten Zopf gebändigt und meine runden, dunklen Augen starrten unverwandt ihr Spiegelbild an. Einigermaßen zufrieden wandte ich mich wieder ab und begab mich in den Speisesaal. Ich wählte auf meinem Handy mein Essen aus und gesellte mich zu Kim. Während ich eher klein war, überragte mich deren hochgewachsene, schlanke Figur um fast einen Kopf. Ihre braunen Augen waren mandelförmig und ihre

schwarzen Haare hatte sie zu einer Kurzhaarfrisur schneiden lassen, was sie noch sportlicher wirken ließ.

«Hey, Leah! Wie war dein Tag?»

«Ganz okay, bei dir?»

Wir holten an der Theke unser bestelltes Essen ab und setzten uns an einen Tisch.

Leicht gereizt beobachtete ich, wie ihr Blick kurz glasig wurde und ihre Gedanken abdrifteten. Unsere Freundschaft war nicht mehr dieselbe, seit sie andauernd mit meinem Bruder zusammen war. Sie interessierte sich kaum noch für mich. Sie ging auch immer gleich in die Luft, sobald ich sie auf irgendeine beliebige Art kritisierte. Energisch schüttelte ich den Kopf, um die lästigen Bedenken zu vertreiben, obwohl das keine bewährte Methode war. Ich konnte gerade noch einen frustrierten Seufzer unterdrücken – es würde mir nichts schaden, mal etwas weniger zu grübeln. Zumal diese Gedankenstrudel im Normalfall zu nichts führten.

«Super. Luke und ich sind zum selben Mathekurs für Fortgeschrittene eingeteilt worden. Toll, nicht wahr?», erzählte sie verträumt.

Ich musste mich beherrschen, um nicht genervt die Augen zu verdrehen. Seit Luke und Kim ein Paar waren, war für sie jedes andere Thema Nebensache.

«Können wir nicht mal ein Gespräch führen, ohne dass du dauernd über ihn redest?», platzte ich heraus.

Kim kniff die Augen zusammen. «Wieso? Stört es dich etwa?»

Ich zuckte die Schultern. «Ich will einfach mal normal mit dir reden. Deine Schwärmereien gehen mir langsam auf den Wecker.» Sobald ich die Worte ausgesprochen hatte, bereute ich es auch schon.

«Ach ja?», zischte Kim aufgebracht. «Willst du es mir verbieten? Er ist mein Freund.»

«Und mein Bruder», stellte ich klar. Ich konnte jetzt keinen Rückzieher mehr machen.

«Aha, das ist also das Problem. Deine Eifersucht. Kannst du

mir nicht auch mal was gönnen?»

«Nein, du verstehst mich falsch, es geht mir nicht daru...»

«Lüg mich jetzt nicht an!», fiel Kim mir ins Wort. «Ich hätte das echt nicht gedacht von dir.»

«Nein! Ich will nicht streiten! Es ist einfach schwierig für mich ...»

«Das kann ja schon sein», fauchte Kim. «Was dir aber noch lange nicht das Recht gibt, dich in meine Sachen einzumischen.»

Zornig ballte ich meine Hände zu Fäusten. Wieso musste sie immer gleich so eingeschnappt sein? «Es geht mich ja etwas an, wenn du mir dauernd davon erzählst!»

«Dann soll ich also nicht mehr mit dir sprechen?», schnaubte Kim empört.

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch. «Nein! Hör mir einfach zu! Eine Beziehung ist sinnlos! Ihr habt in eurer Ausbildung keine Zeit zum Knutschen und solchen Quatsch!» Ich wusste, ich war zu weit gegangen. Aber sie hatte auch nicht einen Funken Verständnis für mich aufgebracht.

«Du bist so bekloppt!», warf Kim mir vor. Ehe ich etwas erwidern konnte, fuhr sie weiter: «Du lügst, bist eifersüchtig, mischst dich überall ein – hast du eigentlich das Gefühl, die ganze Welt würde sich nur um dich drehen? Wahrscheinlich schon, bei einem ach so wichtigen Vater!»

«Ich kann nichts dafür, welchen Beruf mein Vater ausübt», schoss ich zurück. «Im Gegensatz zu dir hat er es zu etwas gebracht!»

«Du vergisst, dass ich in der Ausbildung weiter bin als du!», entgegnete Kim. «Obwohl du länger im Internat bist.»

«Und ich mich die letzten Monate mit dem Abschluss des Geometriekurses beschäftigt habe, wodurch ich beim Rest nicht mithalten konnte», konterte ich zornig.

«Weißt du was? Lass mich einfach in Frieden», fauchte Kim. Leise fügte sie hinzu: «Und wenn du wissen willst, weshalb du hier bist, schau mal im Keller in deinen Unterlagen nach. Da gibt's was Spannendes zu entdecken.»

Ihre Stimme jagte mir einen Schauer über den Rücken. Was

meinte sie damit? Doch Kim war bereits aufgestanden und stakste zur Tür hinaus. Ich schaufelte unruhig den Rest meines Essens in mich hinein. Unschlüssig überlegte ich, ob ich in den Keller gehen sollte. Oder hatte sie mich nur reinlegen wollen? Doch meine Neugier überwog. Nach dem Essen versicherte ich mich, dass mich niemand beobachtete und schlich die Treppe hinunter. Bei der Kellertür angekommen hielt ich inne. Wollte ich das wirklich? Das hier war verbotenes Terrain für uns Schüler und keiner würde sich freuen, wenn er mich hier entdecken würde. Und ob sich die Tür überhaupt ohne Augenscanner öffnen ließ? Falls nicht, würde ich wieder verschwinden, denn es musste ja niemand wissen, dass ich hier unten gewesen war. Es war düster. Ich tastete mich an der Tür entlang und spürte eine Türklinke. Seltsam. Vorsichtig drückte ich sie hinunter, betrat den Raum und schloss die Türe hinter mir. Es blieb finster, kein automatisches Licht sprang an. Einer Eingebung folgend suchte ich nach einem Lichtschalter, fand einen und drückte ihn.

Gelbliches Licht flutete den Raum.

Erst sah ich nur Staub herumwirbeln und hustete, dann konnte ich erkennen, wo ich war. Ich hatte vieles erwartet, nur nicht eine Halle, die aussah wie eine Bibliothek, wie ich sie vom Geschichtsunterricht kannte. Bücher über Bücher, Ordner über Ordner. Gab es hier Kameras? Ich konnte keine entdecken. Die Regale waren mit Buchstaben beschriftet, nach dem Alphabet. Während ich nach dem L suchte, strich ich mit der Hand an den unzähligen ledernen Buchrücken entlang. Nach dem L suchte ich nach E, A, und H. Leah. Mein Name. Nur ein einziger dunkelroter Ordner befand sich dort. Angespannt zog ich ihn zwischen den anderen hervor. Das Material fühlte sich rau an. Ich öffnete ihn zögernd und erblickte zuvorderst ein dicht mit Wörtern beschriebenes Blatt. Ich hielt gespannt die Luft an. Als ich die ersten Sätze las, wurde mir schwindlig. Meine Gedanken rasten. Das konnte unmöglich etwas anderes als ein schlechter Witz sein. Oder nicht? Ich wusste, es war wahr. Es war Wirklichkeit. Es stand schwarz auf weiß da: Meine Mutter hatte keine Reise angetreten. Finn, mein Vater, hatte sich von ihr getrennt.

Und sie weggeschickt. Ich hatte das Bedürfnis, loszuschreien, denn der Grund war auch aufgeschrieben: Meine Mutter hatte uns, mich und Luke, zurückholen wollen. Sie hatte verlangt, dass wir bei ihr zu Hause leben durften und nicht im Internat. Doch nachdem Finn dafür gesorgt hatte, dass er hinterher das Sorgerecht an sich würde reißen können, musste er sich bloß noch von ihr trennen lassen. Später erst war sie nach Südamerika gereist und in den Umweltkatastrophen ums Leben gekommen. Ich wollte heulen. Doch kein Ton fand den Weg aus mir heraus. Kraftlos sank ich zu Boden. Mein Vater. Ich hatte gewollt, dass er stolz auf mich war. Dass er mich liebte! Stattdessen hatte er mit dem Internat bloß dafür gesorgt, dass ich ihm vom Hals blieb, und meine Mutter hatte nichts bekommen. Doch es machte noch keinen Sinn! Etwas fehlte. Ich wollte gerade die letzten Zeilen lesen, da wurde ich vom Piepsen meines Handys aufgeschreckt. Die Nachmittagsschule hatte begonnen. Ich musste schnellstens hier weg, doch ich musste den Text fertig lesen. Erst zögerte ich, doch dann riss ich das Papier kurzerhand aus dem Ordner und stopfte es in meine kleine Handtasche.

Ich hatte ihn nie fertig gelesen. Erst aus Angst, später, weil ich es einfach vergessen hatte, vergessen wollte, dass da noch mehr war. Ich dachte nicht mehr an die letzten Zeilen des Blatts, als mir Samy, ein kleiner Junge, als Schüler zugeteilt wurde. Ich erinnerte mich nicht daran, als ich von der Mission erfuhr, auf die ich geschickt wurde. Ich wusste nichts davon, als ich mich immer weiter von Kim entfernte und mich stattdessen mit Lucy und Jason, die auch mit auf die Mission kamen, anfreundete. Ich dachte nicht daran, als ich wochenlang für die Mission trainierte.

Und noch immer steckte der Zettel in der kleinen Tasche.

Mir war schlecht. Ich hatte das Fallschirmspringen zwar oft geprobt, doch nie war es mir so unheimlich hoch erschienen. Mein Magen drohte sich umzudrehen, als ich mich zögerlich

aus dem Flugzeug lehnte. Meine Finger krallten sich krampfhaft am Türrahmen fest. Ich hatte das Gefühl, alles Gelernte vergessen zu haben. Auf keinen Fall wollte ich mich in diesem Zustand einfach fallen lassen. Was für eine wahnwitzige Idee! Was, wenn der Fallschirm versagte? Der Wind wehte mir die Haare ins Gesicht, was ein äußerst störendes Kitzeln verursachte. Das Dröhnen des Motors war extrem laut. Ich biss mir so fest auf die Lippe, dass es schmerzte, wobei ich erneut an dieser ganzen Sache zweifelte. Wie sollten wir, eine Handvoll Schüler mitten in der Ausbildung, bitteschön eine solche Aufgabe bewältigen? Weshalb wir? Genauso gut hätte man ein Profi-Team aussenden können. Ich meine, ich war begeistert, endlich etwas tun zu können, aber den ganzen Sektor C-4 zu durchkämmen, erschien mir dann doch eine Nummer zu groß für uns.

Ich schob die Grübeleien beiseite, verengte entschlossen die Augen zu Schlitzen und spannte mich an. Wenn ich jetzt nicht sprang, würde ich es nie tun. Kurzerhand stieß ich mich mit aller Kraft ab. Panisch strampelte ich mit Armen und Beinen, wollte nur eins: festen Boden unter den Füßen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich wieder einen klaren Gedanken fassen konnte. Ich zerrte verzweifelt an der Schnur und der Fallschirm sprang auf. Endlich. Nun konnte ich auch wieder die Augen aufschlagen, die ich unbewusst geschlossen hatte. Orientierungslos wandte ich den Kopf erst nach rechts und links, dann nach unten. Direkt unter mir befand sich der Ausläufer eines großen Sees. Schlecht, sehr schlecht, schoss es mir durch den Kopf. Hektisch begann ich zu steuern. Vor Schreck biss ich mir auf die Zunge, als direkt über mir plötzlich ein kehliges Krächzen ertönte. Ein Seevogel, der mit voller Geschwindigkeit in Richtung Boden donnerte. Ich atmete tief ein, um mich zu beruhigen. Offensichtlich hatte ich mit der Annahme falsch gelegen, dass aus diesem Teil der Erde alle Menschen und auch sämtliche Lebewesen verschwunden waren. Immerhin hatten wir es mit dem berüchtigten C-4 zu tun – einem Landstrich in der Nähe des ehemaligen Rio de Janeiro und dem Sektor, der von den Unwetterkatastrophen am stärksten betroffen gewesen

war. Diese hatten den ganzen Kontinent verwüstet. Und gerade deshalb konnte ich mir nicht vorstellen, dass hier tatsächlich wieder Menschen leben sollten, wie ein Pilot der europäischen Regierung gemeldet hatte. Unsere Aufgabe bestand darin, genau dies zu überprüfen. Weshalb auch immer.

Unter mir erstreckte sich kahles, sandiges Hüggelland, zu meiner Rechten befand sich der See, dem ich zuvor ausgewichen war. Wie ich jetzt bemerkte, war auch das Meer nicht weit entfernt. Einen größeren Kontrast zu den hohen Schweizer Bergen hätte es fast nicht geben können: die saphirblaue, weite Fläche, die weißen Schaumkronen auf den Wellen, die sich tänzelnd in Richtung Ufer bewegten. Dann berührten meine Füße den Untergrund. Meine Füße gaben vor Erschöpfung unter mir nach und ich plumpste zu Boden. Erleichtert sank ich in den Sand. Als ich auf dem Rücken lag, wurde ich von sämtlicher Spannung der letzten paar Minuten überrollt wie von unbesiegbaren Flutwellen. Ich konnte mich gerade noch davon abhalten, wieder zu zittern. Stattdessen blickte ich konzentriert zum Himmel hoch. War es derselbe wie daheim? Ich wusste, es war dieselbe glühende Sonne – und doch fühlte es sich so fremd an. Furcht überkam mich. Wieso war mein Bruder Luke nicht hier? Er ließ sich nicht so schnell einschüchtern. Ich vermisste ihn. Ich setzte mich rasch auf, weil auch die anderen nun landeten.

«Alles in Ordnung?», erkundigte sich Andy, der Missionsleiter.

Ich schüttelte mir hastig den Sand aus dem T-Shirt und nickte. «Alles klar», versicherte ich mit einem aufgesetzten Lächeln, wobei mir beinahe ein ironisches «Chef» hinterhergerutscht wäre. Es fiel mir schwer, Andy ohne Belustigung zu betrachten. Der junge Mann mit seiner schwächtigen Statur und den strähnigen, rotblonden Haaren ähnelte in meinen Augen eher einem verwegenen Teenager als einem Missionsleiter. Und ich war auch nicht der Meinung, dass er sich besonders für diese Mission eignete – er hatte weder Erfahrung noch das nötige Führungstalent. Es war mir ein Rätsel, wie er an diesen Job gekommen war. Überhaupt war die Konstellation unseres Teams

eher merkwürdig: Außer mir und Andy waren da noch Lucy, ein Mädchen mit goldblonden Zöpfen, das ich kaum kannte, Melanie, mit der ich bisher auch kaum zu tun gehabt hatte, und Jason, ein etwas seltsamer Junge mit weißblonden Haaren. Im totalen Kontrast zu seinen Haaren standen seine dunklen, fast schwarzen Augen, mit denen er jetzt seine Umgebung durchdringend musterte.

«Und jetzt? Kriegen wir endlich nützliche Instruktionen?», forderte Melanie, während sie ihre lange, braune Mähne zurückwarf. Ich konnte ihr nur beipflichten: Wir wussten nur, dass irgendwer das VEPA – Vereinigte Europa – vor Eindringlingen im Sektor C-4 in Südamerika gewarnt hatte. Und wir mussten das untersuchen. Es erschien mir ziemlich lächerlich. Was konnten wir fünf denn schon ausrichten? Und sowieso: Was kümmerte es unser Land? Niemand betrat Südamerika, es war das verbotene Land. Und niemand redete mit den Asiaten und den Amerikanern, auch wenn mir der Grund dafür nicht wirklich klar war. Aber es wollte mir ja niemand etwas erklären. Zu schade, dass die einmal so tollen Kommunikationsmittel, wie das Internet, so stark zensiert wurden. Da hatte man sich früher über alles informieren können. Und die Bücher halfen mir auch nicht weiter, die waren verboten.

«Wir müssen einfach den Sektor systematisch durchstreifen und nach Spuren suchen», erläuterte Andy schulterzuckend.

Wow du Genie, da wäre ich niemals alleine drauf gekommen, bemerkte ich in Gedanken sarkastisch. Laut fragte ich: «Und wo beginnen wir? Ich meine, C-4 ist nicht gerade ein kleines Gebiet.»

Wieder hob Andy die Schultern. Das war anscheinend seine Lieblingsbeschäftigung.

«Ich würde vorschlagen, zwei von uns gehen vor und kundschaffen die Gegend aus», meldete sich Jason zu Wort. «Wir müssen uns von hier nach Süden wenden, wenn ich mich nicht täusche. In ein, zwei Tagen kommen die anderen nach.»

«Wer?», wollte Andy wissen.

«Ich», schlug ich vor.

«Ich gehe mit», stimmte Jason zu. Ich beäugte ihn misstrauisch. Ich wusste nicht was, aber irgendwas an ihm gefiel mir nicht. Vielleicht seine starre Miene, der man keinerlei Gefühle entnehmen konnte? Vielleicht das Glitzern, das in seinen Augen lag? War es Entschlossenheit? Machtgier? Oder gar Wahnsinn? Ich schüttelte energisch den Kopf, um die Gedanken zu vertreiben. Meine Fantasie steigerte sich in etwas hinein. Ich wandte den Blick ab und beobachtete Lucy, die als Einzige noch nichts gesagt hatte. Sie wirkte nachdenklich.

«Leah! Kommst du?» Jasons Worte rissen mich zurück in die Realität.

«Stopp mal!», warf Andy ein. Ich warf ihm einen genervten Blick zu. «Was ist denn jetzt schon wieder?»

«Ich hab noch nicht mal mein Einverständnis gegeben!»

Ich verdrehte die Augen. «Was kann denn schon passieren?»

«Sehr viel! Und ich habe die Verantwortung!», entgegnete Andy. «Es ist gefährlich da drinnen», er deutete vage in Richtung Urwald.

«Ich habe keine Angst», konterte ich.

«Lassen Sie uns doch einfach gehen! Wir werden es schon überleben», mischte Jason sich wieder ein und ich schrak zurück bei der unverhohlenen Verachtung, die in seinen Worten mitschwang.

Hilflos zuckte Andy die Schultern und händigte uns widerwillig einen Kommunikator aus. «Ich erwarte alle zwei Stunden einen Statusbericht inklusive Koordinaten. Bis heute Abend solltet ihr ein paar Kilometer zurückgelegt haben und dann morgen auf uns warten.»

Wortlos machten wir uns mit unserem Gepäck auf den Weg. Ich erkannte nicht, was Jason damit bezwecken wollte – zu zweit konnten wir noch weniger gegen eine mögliche Gefahr ausrichten. Während er, den Blick auf den Navigator auf seinen Bildschirm geheftet, stur geradeaus stapfte, ließ ich meine Gedanken schweifen. Und wieder landeten sie bei meiner Mutter. Mein Vater, Finn, hatte uns erklärt, sie wäre nach Südamerika